Zeitschrift: SuchtMagazin
Herausgeber: Infodrog
Band: 45 (2019)
Heft: 1

Artikel: "...das riesige Problem, selber in den Spiegel zu schauen..."
Autor: Meier, Roger / Löffel, Ruedi / Drilling, Matthias
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-832380

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«...das riesige Problem, selber in den Spiegel zu schauen...»

2019 - 1
Jg. 45
S. 20 - 26

Fazit eines Gesprächs mit einem ehemals Obdachlosen, einem Gassenarbeiter und einem Forscher: Obdachlosigkeit kann alle treffen, nimmt vielfältige und oft versteckte Formen an. Es ist ein existenzielles Funktionieren von Tag zu Tag, zumeist ohne Rückzugsmöglichkeit und Privatsphäre. Hilfsangebote decken nur die nötigsten Bedürfnisse, eine weitergehende Integration scheitert an zu hohen bürokratischen Hürden und fehlendem Vertrauen. Nötig ist ein gesellschaftliches Umdenken.

GESPRÄCH MIT ROGER MEIER (SURPRISE-STADTFÜHRER, BERN), RUEDI LÖFFEL (KIRCHLICHE GASSENARBEIT BERN) UND MATTHIAS DRILLING (OBDACHLOSENFORSCHER, FACHHOCHSCHULE NORDWESTSCHWEIZ FHNW BASEL)
Die Fragen für das SuchtMagazin stellte Esteban Piñeiro (FHNW Basel)
Verschriftlichung durch Marianne König (Infodrog Bern)

Was verstehen wir unter Obdachlosigkeit?

SuchtMagazin: Obdachlosigkeit ist ein grosses Wort, wir haben aber meist nur ein diffuses Bild davon. Was sind es für Menschen, die in der reichen Schweiz im öffentlichen Raum wohnen?

Meier: Meine Erfahrung ist, dass niemand in der Schweiz davon sicher ist. Es geht durch alle Schichten und Berufsgattungen und es geht verdammt schnell.

SuchtMagazin: Sind es eher Frauen oder Männer, Jugendliche oder ältere?

Löffel: Das ist schwierig zu sagen. Rein statistisch sind es mehr Männer, aber auch, weil Männer offener damit umgehen und anders auf der Gasse unterwegs sind als Frauen. Diese verstecken sich wohl mehr, haben aber auch andere Möglichkeiten, irgendwo unterzukommen. Altersmässig sind alle betroffen und, wie das Roger schon gesagt hat, geht es querbeet durch alle Schichten. Die Meinung ist ja allerdings oft, dass in der Schweiz niemand obdachlos zu sein braucht, da es für alle Unterstützung gibt.

Drilling: Um zu wissen, über welche Menschen wir hier sprechen, müssen wir zuerst klären, was wir unter Obdachlosigkeit verstehen. Das typische Bild ist das der Strassenobdachlosen, die mit ihrem ganzen Gepäck in einem Einkaufswagen oder Rucksack den ganzen Tag durch die Strassen ziehen. Neben den Strassenobdachlosen gibt es aber auch die wohnungslosen Menschen, die in Notschlafstellen oder Frauenhäusern unterkommen oder im Gefängnis sind. Sie haben keine eigene Wohnung, sind aber im Moment irgendwo untergebracht. Dann gibt es noch die Kategorie des unsicheren Wohnens, z. B. Menschen, die auf dem Campingplatz wohnen oder junge Leute, die bei KollegInnen zwei Monate hier und dann eine Woche da leben. Eigentlich sind das alles Obdachlose, die aber nicht in unser Bild passen. Darum reden wir immer nur über die Handvoll der Strassenobdachlosen und davon, dass das Problem doch überschaubar ist.

Meier: In meinen Augen ist jeder obdachlos, der nicht die Herrschaft über seine vier Wände hat. Wenn du beim Kollegen auf dem Sofa bist, nimmst du ihm diesen Platz weg. Du bist überall ein fremder Fötzel. In Bern sollen es im Moment offiziell 21 obdachlose Personen sein. Aber was ist mit den 100 bis 200, von denen wir nichts wissen, von denen 50 % noch jeden Tag arbeiten gehen. Ich kenne viele, von denen niemand weiss, wie dreckig es ihnen geht. Hast du saubere Schuhe, saubere Kleider und eine 10er-Note im Sack, hinterfragt dich niemand, wie dreckig es dir geht. Ich kenne viele, die kein Zuhause haben, im Auto wohnen, jeden Tag sauber sind, in der Bude duschen, jeden Tag arbeiten gehen, und niemand weiss es.

Drilling: Ich finde wichtig, was du sagst: Obdachlos ist eigentlich ein Mensch, der kein Recht und keinen Zugang zu einem angemessenen Wohnraum hat und der seine Intimsphäre nicht leben kann. Das ist eine ebenso harte Definition wie die von Quadratmetern oder Wohnraum ja oder nein. Und da hast du schon recht: Das kann relativ schnell ziemlich viele treffen. Die fliegen vielleicht nicht gleich aus der Wohnung raus und landen direkt auf der Strasse, sondern sie kommen erst mal irgendwo unter. Das dauert dann zu lange, die Freundschaft zerbricht. Dann versucht man irgendwo in einem Hotel unterzukommen, das wird dann zu teuer und führt zu einer Verschuldungssituation usw.

Biografien von obdachlosen Menschen

SuchtMagazin: Wie sieht das aus Sicht der Gassenarbeit aus? Welche Biografien triffst du an?

Löffel: Wahrscheinlich kann das in der Tat allen passieren. Wir haben recht viele Biografien von Personen, die Kar-

riere gemacht, grosse Häuser gehabt, Firmen geleitet haben. Dann sind es Schicksalsschläge – Scheidungen, Verletzungen – und es geht u. U. recht schnell, dass man gesellschaftlich ganz unten ist. Es sind alle möglichen Biografien, alle möglichen Geschichten. Bei einem anderen Interview sagte einmal jemand, dass man mit den Leuten, die sich in Bern auf der Gasse aufhalten, eine Baufirma eröffnen könnte. Es hat Leute, die in der Logistik, im Backgroundsektor arbeiteten, etc.

Meier: Man hätte sogar den Anwalt und den Ökonomen dazu. Die Gasse ist eigentlich eine Ansammlung von qualifizierten Leuten, von denen man dies gar nie glauben würde. Je nach Situation, in welcher psychischen Verfassung du bist: Du hast es 20-mal überstanden und beim 21. Mal läutet es, weil noch ein ganz kleiner anderer Faktor dazukommt und dann ist es passiert. Ich sage immer, zehn Treppenstufen im Leben hinunterfallen sind, aufs Ganze betrachtet, fünf Minuten, aber wieder hochzukommen geht über Jahre hinweg, denn du bist da drinnen schon zerstört.

Löffel: Leute, die schon vorher gesellschaftlich oder finanziell nicht so gut gestellt waren, können sich dann eher überwinden, Unterstützung zu suchen. Je höher jemand gesellschaftlich steht, umso höher ist die Schamgrenze, sodass jahrelang versucht wird, noch ein Bild aufrechtzuerhalten, z. B. dass man noch arbeiten geht. Je nach Background würde man eigentlich weniger schnell auf der Strasse landen. Aber wenn man sich seine Situation nicht eingesteht und zu stolz ist, sich damit auseinanderzusetzen und Unterstützung zu suchen, kann man vielleicht zehn Jahre so tun, als sei alles in Ordnung. Aber irgendwann...

Meier: Manchmal hat man auch die Energie nicht, um noch Hilfe zu holen. Ich war lange ein versteckter Obdachloser, arbeitete jeden Tag. Ich hatte Festanstellungen, arbeitete in ganz Europa in renommierten Firmen, wo niemand wusste, dass ich obdachlos war. Ich habe jede Bewilligung, jeden Medizincheck gemacht, durfte in jedem Atomkraftwerk durch den Reaktorraum laufen. All dies habe ich als Obdachloser gemacht. Das hat nie jemand hinterfragt.

Drilling: Wie hast du in dieser Zeit gelebt, wie kann man sich das vorstellen, dass man ein geregeltes Leben führt, aber gleichzeitig keine Wohnung hat?

Meier: Ich habe mir ein Häuschen im Wald gebaut, in dem ich ein richtiges Bett hatte. Ganz klein und versteckt, damit ich eine Rückzugsecke hatte. Duschen und waschen konnte ich in der Bude, der Hauswart war der einzige, der es wusste. Man fängt an, sich zu arrangieren. Und meine Rückzugsecke: Ob 30 m² oder 2 m² spielt eigentlich keine Rolle, wichtig ist, dass man sie hat.

SuchtMagazin: Das tönt jetzt nach einer selbstgewählten Situation?

Meier: Es reichte eigentlich nur zum Funktionieren, zum Weiterkommen reichte meine Energie nicht. Am Abend ging ich liegen, schaltete ab, und am Morgen fing das neue Spiel an. Ich habe nur dem roten Faden nach funktioniert, der Rest funktionierte bei mir eigentlich auch nicht. Ich hatte gar keine Energie, um mehr zu machen. Ich konnte eigentlich nur jeden Tag mein Geld verdienen, damit ich mir auch mal das Westside (Shoppingcenter) leisten konnte, um baden zu gehen, oder ins Kino oder in eine Beiz richtig essen zu gehen, um nach der Nachtschicht am Morgen Spiegelei mit Schinken zu essen. Das konnte ich mir leisten – aber eine Wohnung zu suchen oder sonst irgendwas, da hätte die Energie schon gar nicht mehr gereicht.

SuchtMagazin: Ist das eine typische Situation, dass man so unterschiedliche Momente lebt: Man geht arbeiten, ist aber obdachlos?

Drilling: Bei denjenigen, die ich in den Institutionen kennenlernte – und das kann vielleicht gerade daran liegen, dass ich sie in Institutionen kennengelernt habe, wo es kostenloses Essen gibt, – da war die Obdachlosigkeit immer gekoppelt mit Arbeitslosigkeit. Ich habe nie jemanden kennengelernt, der mir ähnliches berichtet hat wie du. Auch die Kollegen, die in anderen Ländern im Obdachlosenbereich forschen, schildern mir, dass es immer ziemlich viele Ausschlusssituationen gibt: Ausschluss aus dem Arbeitsmarkt, Ausschluss aus dem sozialen Netz, Ausschluss aus dem Gekannt- und Gegrüsstwerden usw.

Meier: Bei mir hat es angefangen, als meine Kinder plötzlich im Pflegeheim und im Schulheim gelandet sind, weil ich einen Nervenzusammenbruch hatte, da hat es mich gescherbelt und fing erst richtig an – 2002 – da knallte es so richtig. Vorher war es ein pragmatisches Leben draussen. Ich hatte gar keine Zeit, um eine Wohnung zu suchen, weil ich überall unterwegs war, im Gerüstbau etc. Es hat mich aber nicht belastet, im Schlafsack direkt unter dem Gerüst zu schlafen und am Morgen um fünf Uhr wieder anzufangen. Denn am Abend hatte ich wieder 400 bis 500 Stutz im Sack. Als meine Familie auseinandergefallen ist, die Kinder fort waren – da hat es mich umgeworfen, da war die Energie weg. Da konnte ich eigentlich nur noch überleben, es ging nur noch darum, jeden Tag arbeiten zu gehen. Für mich hatte ich gar keine Energie mehr. Aber ich hatte sogar als Obdachloser jede zweite Woche meine Kinder, in der Wohnung eines Kollegen. Ich habe mich auch da immer mit Arbeiten über Wasser gehalten bis vor knapp acht Jahren, als ich meinen Unfall hatte. Da war ich plötzlich ein arbeitsloser Obdachloser. Vor drei, vier Jahren fing es mit Surprise an, zuerst mit dem Verkauf der Hefte und der Vorbereitung für den Stadtrundgang. Seit einem Jahr habe ich nun also wieder einen Job im ersten Arbeitsmarkt. Das habe ich alles in der Obdachlosigkeit wieder zustande gebracht. Und über die Gassenarbeit und «Bern wohnen» habe ich nun schlussendlich wieder eine nigelnagelneue 1½-Zimmer-Wohnung. Aber das war ein weiter Weg und ohne Gassenarbeit, ohne diesen Felsen hintendran, der sich nie verrückt, auf den du dich immer verlassen kannst, wäre das niemals möglich gewesen.

Das Arrangement des Hilfesystems zwischen Hilfe und Nicht-Hilfe

Drilling: Das finde ich übrigens etwas Typisches: Als du den Bruch im Fuss hattest, nehme ich an, dass da die IV (Invalidenversicherung) auf den Plan trat?

Meier: Ich hatte eine IV-Abklärung mit allem Drum und Dran. Dann hiess

es, wir müssen dich umschulen. Als es aber ums Bezahlen ging, hiess es: «Was, du hast Müller gelernt? Und nie auf deinem Beruf gearbeitet? Wir können dir keine Umschulung bezahlen».

Drilling: Das finde ich typisch. Unsere sozialen Sicherungssysteme, die dann eigentlich viel bedingungsloser einspringen müssten, stellen sich als immer unzuverlässigere Partner dar. Das beobachte ich in den letzten zehn Jahren immer häufiger.

Meier: Das Schlimmste für die Obdachlosen ist ja eigentlich das Betreibungsamt. Die schicken dir die Briefe in der ganzen Welt rum, die bekommst du nie. Und jedes Mal, wenn du den Brief nicht bekommst, hast du eine Anzeige wegen Verfehlung im Betreibungsverfahren, 200 Franken. Und du hast mindestens vier bis sechs Briefe, musst also jedes Jahr zwischen 800 und 1 200 Franken absitzen, weil das Betreibungsamt das einzige Amt ist, das dir keine E-Mail schicken kann. Ich darf die Steuern elektronisch bezahlen, die Steuererklärung ausfüllen, den Ausweis bestellen, aber die bringen das nicht fertig. Die kosten den Schweizer Staat jedes Jahr etwa 5 000 Franken, nur, weil sie dem Obdachlosen keine E-Mail schicken, und jeder Obdachlose hat eine E-Mail-Adresse. Du brauchst nicht mal mehr einen Chip, du hast offenes WLAN. Das sind Dinge, an die man bei den Obdachlosen dran denken sollte.

SuchtMagazin: Ich finde deine Geschichte sehr beeindruckend. Ruedi, sind die Geschichten, die du als Gassenarbeiter kennst, anders? Wie wohnen die Leute, wie geraten sie in die Obdachlosigkeit?

Löffel: Wir haben viele Leute, die nicht mehr arbeiten und obdachlos sind, aber immer noch versuchen, gegenüber der Gesellschaft ein Bild aufrechtzuerhalten. Wenn jemand sich dann überwunden hat und an dem Punkt ist, wo er Unterstützung von irgendeinem Sozialamt braucht, geht es typischerweise zu lange, sodass die Hilfe nicht funktioniert. Gerade wenn ich mich lange durchgewurstelt habe, mich schlussendlich aber doch überwinde, auf ein Sozialamt zu gehen, dort aber zuerst alles darlegen muss: Das versteht die betroffene Person nicht, denn sie geht ja in dem Moment dahin, wo es wirklich nicht mehr geht. Die Unterstützung sollte dann unmittelbar greifen.

Meier: Wie will ich Hilfe z. B. beim Sozialamt beantragen, wenn ich keinen Briefkasten habe und man mir die nötigen Papiere und Briefe gar nicht zustellen kann?

Drilling: Und wenn jeder Brief 20 oder 30 Franken Bearbeitungsgebühr selbst innerhalb der Verwaltung kostet. Wer kein Aufenthaltsrecht in Basel hat, der läuft dann über die Nothilfe. Die garantiert relativ schnell ein Bett in der Notschlafstelle und Gutscheine fürs Essen. Aber das war's. Das ist aus meiner Sicht auch das Problem, dass man eigentlich den Menschen, die sich schon so viele Jahre irgendwie am Überleben erprobt haben, nicht mehr gibt, dass man nur die minimalen Funktionen deckt, damit sie nicht sterben: etwas zu essen, nicht erfrieren im Winter. Das ist offensichtlich mittlerweile der Usus, wie man mit Obdachlosigkeit umgeht.

SuchtMagazin: Funktionieren in dem Fall die informellen Hilfenetze, wo man sich untereinander unterstützt?

Meier: Also ich sage jetzt eines: Ohne niederschwellige Institutionen wie die Gassenarbeit funktioniert es nicht. Wenn du auf der Strasse bist, aus dem Raster rausgefallen bist und dann z. B. über ein Sozialamt wieder reinkommen willst, so geht das niemals ohne niederschwellige Institution. Denn du wirst zerrieben, zerrieben... Wenn ich heute einen Termin auf dem Sozialamt habe, nehme ich am besten jemanden von der Gassenarbeit mit, der das studiert hat, damit sie mich nicht schon wieder übers Ohr hauen, damit sie mich nicht wieder vertrösten. Ich habe jetzt seit dem 1. November Sozialhilfe und mein Geld hätte kommen sollen. Mein Lohn, alles was ich mit Surprise verdient habe, ist beim Sozialamt. Ich habe erst 300 Franken erhalten, ich habe weder ein Budget noch sonst was und darf jetzt wieder bis zum 11.12. warten, bis ich den Termin habe. Aber hallo! Ich bin noch nie so mager durch wie jetzt diesen Monat mit dem Sozialamt. Verdammt nochmal, ich habe fast noch lieber kein Dach über dem Kopf als immer Ende Monat diese Existenzangst: Kommt es oder kommt es nicht, oder wie viel nehmen sie mir oder was haben sie jetzt wieder für eine Überraschung für mich.

Das romantische Bild der solidarischen Hilfe

Drilling: Das Bild der gegenseitigen solidarischen Netze unter den Obdachlosen ist ein sehr romantisches Bild. Es verleitet auch dazu, zu glauben, die Leute würden sich schon selbst helfen. Aber das stimmt eben nicht. Das passiert wie in allen anderen Lebenslagen auch: Man hilft sich aus, aber unter denjenigen, die fast nichts haben, bedeutet aushelfen eigentlich fast immer, den letzten Nothalt in Anspruch zu nehmen, den man eigentlich selbst braucht. Leute haben mir erzählt: «Gestern habe ich dem da drüben die Notschlafstelle bezahlt, damit er überhaupt irgendwo übernachten kann, weil es minus zehn Grad hat und weil er aus Osteuropa kam und überhaupt kein Recht hatte, dort unter 40 Franken zu übernachten.» Ich sagte ihm dann: «Du suchst doch auch dauernd Geld, damit du die sieben Franken fünfzig als Basler Bürger zusammenbekommst.» «Na ja, ich konnte ihn aber doch nicht da so sehen!» Es sind also nicht diese romantischen Netze, sondern es ist eine situative solidarische Aushilfe, wo jemand merkt, dem da drüben geht es genauso mies wie mir. Und ich habe gerade etwas Geld, und das gibt man dann halt.

Meier: Du stehst am Morgen auf, das Spiel des Tages fängt an, am Abend gehst du ins Bett, das Spiel des Tages hört auf, und morgen fängt wieder ein neues an. Was gestern gewesen ist, spielt keine Rolle, was morgen ist, interessiert niemanden. Du lebst in jede Minute hinein und versuchst immer das Optimale. Wenn du keinen Schlafsack hast, gehst du halt in eine öffentliche Toilette, wo es einen Föhn hat und schaust morgen wieder weiter. Das ist es eigentlich – von der Hand ins Maul.

WO? WO? WOHNIGE!
32

Löffel: In Bern nehme ich wahr, dass man recht solidarisch ist, gerade im Winter. Wenn man mal draussen war, nimmt man Leute mit nach Hause, weil man weiss, wie es ist, wenn es kalt ist. Man riskiert dabei aber viel, hat z. B. das Geld nicht mehr für die nächste Nacht oder fliegt aus dem Wohnprojekt raus, wo es nicht erlaubt ist, Leute mitzunehmen. Man macht es, weil man weiss, wie beschissen es ist, und weil man es nicht sehen kann. Aber eigentlich kann man sich die gegenseitige Hilfe gar nicht leisten. Leute, die schon lange draussen leben, haben sich organisiert, sie haben ein Netzwerk, in dem sie sich irgendwie durchmischeln. Aber dass das unter Freunden geschieht und man das einfach so füreinander tut: Das stimmt so nicht, es ist immer mit irgendwelchen Gegenleistungen verbunden. Ich habe die Frauen erwähnt, die kommen bei irgendwelchen Typen unter, gegen sexuelle Dienstleistungen.

Das Fehlen der Privatsphäre und die Reduktion des Lebens auf das existentielle «Jetzt»

SuchtMagazin: Wie ist es eigentlich, wenn man auf der Gasse lebt oder da und dort unterkommt: Was passiert da mit dem Privatleben, mit dem, was wir als Rückzug empfinden und wo wir uns sicher fühlen?

Drilling: Die Personen, mit denen ich in Institutionen Gespräche geführt habe, haben hochstrukturierte Tagesabläufe. Sie kommen am frühen Morgen aus der Notschlafstelle oder vom Schlafplatz, warten eine Viertelstunde, bevor die erste Gratisfrühstücksstelle aufmacht, sie essen etwas und versuchen, dort weiterzuschlafen, dann müssen sie dort raus, weil das Angebot schliesst. Sie gehen zur nächsten Möglichkeit, die aufmacht, verbringen da die Zeit bis fünf Uhr, versuchen soweit wie möglich, irgendwo auf einem Sessel einzuschlafen, manchmal auch während des Mittagessens. Dann müssen sie dort auch wieder raus, weil die Logiken ja Verwaltungslogiken sind, sie müssen zum nächsten Angebot und am Abend geht man entweder zu seinem Schlafplatz zurück oder man geht wieder in die Notschlafstelle. Das geht 24 Stunden am Tag, 7 Tage die Woche, 365 Tage im Jahr. Da gibt es keine Privatsphäre. Weil wir nur Schlafräume, Essensräume, gemeinsame Raucherzimmer, gemeinsame Höfe anbieten. Mir hat einer meiner Interviewpartner gesagt: «Es ist überhaupt nicht lustig, ich mache seit Jahren nicht mehr die Erfahrung, dass ich die Tür zumachen und sagen kann: Jetzt bin ich allein, das gehört mir.» Diese Erfahrung fehlt und das wirkt sich extrem auf die Emotionen aus und auf das Wieder-einmal-Kraft-Schöpfen, auf das Ich-bin-für-mich.

SuchtMagazin: Menschen ohne Privatleben?

Löffel: Man hat sicher einen gewissen Freundeskreis und trifft sich irgendwo auf der Gasse oder am Bahnhof. Aber eine Privatsphäre gibt es nicht. Irgendeinen Rückzugsort, wo man sich erholen und besinnen kann, z. B. auch wenn man krank ist und wo man sagen kann, heute mag ich mal einen Tag nicht: Das gibt es nicht. Meine Erfahrung ist, dass das häufig etwas vergessen geht oder hintenangestellt wird, weil es einfacher ist, sich nicht damit auseinanderzusetzen. Es kommt aber häufig hoch, wenn jemand wieder eine Wohnung findet. Wir haben Leute gehabt, die jahrelang im Sleeper – in Bern gibt es ja keine städtische Notschlafstelle – in einem Massenschlag übernachtet haben. Wieder eine eigene Wohnung zu haben, war das, was sie eigentlich immer wollten, als es aber so weit war, war das sehr schwierig für sie. Du bist wieder allein und musst das auch aushalten. Häufig wird die Privatsphäre aber auch im Zusammenhang mit einer Beziehung zum Thema. Alles, was über den üblichen Tagesablauf hinausgeht, was für uns selbstverständlich ist – dass man neue Leute kennenlernt, dass man mit jemandem einen Kaffee trinken geht, jemanden nach Hause einlädt, fällt weg, weil man kein Geld und kein Daheim hat. Für das Fünffrankenstück kann man eine Nacht schlafen, wenn man ihn für einen Kaffee mit jemandem ausgibt, hat man zweimal Schlafen ausgegeben und das macht keinen Sinn.

Meier: Ich zum Beispiel wohnte nie in der Stadt, sondern in der Agglomeration, 10 - 15 km um Bern herum im Wald. Ich war aber auch immer etwas Spezielles: Ich hatte immer ein richtiges Bett, auch auf der Gasse, eine 90er-Matratze mit einem Lattenrost. Am Schluss hatte er unten Räder dran, eine Kiste ringsum mit 1,50 m Innenhöhe aus Sperrholz, und mit einem Akku eines Flyer-Velos habe ich über eine 50-Volt-Infrarotheizplatte sogar geheizt. Mein blaues Fass war mein Kleiderschrank, und wenn du Katzenstreu im Kopfkissenbezug hast, hast du nie Kondenswasser. Die Katzenstreu kannst du dann auch noch für deine chemische Toilette brauchen. Am Sonntag musste ich nicht aufstehen, ich liess in meiner Kiste nur die Klappe runter, mit dem Handy WLAN-Hotspot, übers Tablet Netflix und Zattoo-TV – das sind heute auch keine Probleme mehr. Ich konnte auch immer noch jemanden einladen, weil ich ja eigentlich arbeitete. Aber eine Beziehung: Das hätte ich in der Zeit nie gehabt, ich habe niemanden an mich herangelassen, sodass eine Beziehung hätte entstehen können. Dadurch, dass ich nun vor einem Jahr mit dem Zimmer im Zieglerspital (Zwischennutzung eines Teils des 2015 geschlossenen Spitals für betreutes Wohnen) und nun mit meiner Einzimmerwohnung einen Schritt um den anderen machte, ist nun auch eine Beziehung möglich und zwar von mir her.

Löffel: Die Notschlafstellen sind besetzt von denjenigen, die Suchtmittel konsumieren oder konsumiert haben. Ganz viele andere, die obdachlos sind, gehen da nicht hin. Sie sagen, es gibt da nur Stress. Und es gibt auch keine Einzelzimmer, nur Zwei- oder Dreibettzimmer. Also schläft man lieber draussen.

Meier: Ja, dort schlafe ich allein, weil ich in einem Dreierzimmer mit einer Hirnhälfte nicht schlafen darf, sonst würde mir wieder das Portemonnaie fehlen.

Drilling: Ich habe mit Leuten geredet, die im Freien übernachtet haben. Sie sagten, dass sie eigentlich permanent Angst haben, dass etwas passieren könnte und schlafen deshalb nicht wirklich gut.

Housing first

Meier: Als ich wieder eine Wohnung hatte, habe ich über ein Jahr lang gebraucht, bis ich in diesen eigenen vier

Wänden zum ersten Mal richtig schlafen konnte. Ich habe zuerst die ganzen Fenster offengelassen, damit ich überhaupt genug Luft bekam, damit ich die Vögel hörte.

Drilling: Was du beschreibst, zeigt, dass die Rückkehr ins Wohnen mehr ist, als einfach nur vier Wände und eine Tür vornedran. Es heisst auch, ich bin wieder jemand, der was aufschliessen kann, der was für sich ganz allein hat. Die neue Strategie «Housing first», die es in Europa gibt, ist da sehr interessant. Wenn jemand so stark von allen Lebensbereichen ausgeschlossen ist, wird versucht, vor allem anderen beim Wohnen anzusetzen und nicht zuerst z. B. bei der Arbeit, der Entschuldung, den Suchtfragen, etc. Sondern zuerst bei der Wohnung oder beim Zimmer, dann hat die Person wieder etwas, das ihr allein gehört, und von da aus können alle anderen Themen angegangen werden. Der Ansatz des «Housing first» ist vielversprechend. Die Forschungsergebnisse zeigen, dass die Menschen, die am Schluss auf der Strasse landen, ganz viele Prozesse erlebt haben, die in allen Lebensbereichen schlechter geworden sind: Einkommen, Partnerschaft, Freundeskreis usw. Dann zu sagen: Wir setzen am Wohnen an, dort, wo du am meisten merkst, dass du wieder jemand bist, der etwas beherrscht, etwas gestalten kann, also wieder die emotionale Beziehung zu sich selber finden kann und sagen kann: «Das ist mir!»

Meier: Wenn du jahrelang nur bei den anderen gesogen hast, bei den Institutionen, überall... und plötzlich hast du deine eigenen vier Wände und bei dir kommt jemand zu Besuch und du bist der Gastgeber, der geben kann, der sich freut, dass der andere den Teller Spaghetti richtig fortputzt, weil du gut gekocht hast: Das Gefühl kann dir niemand geben, wenn du dich jahrelang als Schmarotzer gefühlt hast.

Welche weitere Unterstützung braucht es?

Drilling: Darf ich etwas fragen: Warum sind eigentlich die Gassenzimmer so unattraktiv, warum stehen da nur Tische ohne Tischdecke, Stühle ohne Lehnen und ein Fernseher? Warum werden keine Blumen aufgestellt, gibt es keine gemütlichen Sofas, keinen Teppich, keine Rückzugsgelegenheiten? Warum sieht das nicht aus wie ein Zuhause? Das wäre doch so einfach.

Meier: Es hängt von den Leuten ab, die in dem Laden arbeiten, wie viel Liebe und Persönlichkeit sie hineinbringen wollen. Oft sind sie dann in solchen Institutionen betreuungsmüde und machen nur noch das Nötigste. Das merkst du, wenn dir der Kaffee hingestellt wird, wie lieblos der plötzlich kommt. Warum soll denn da noch eine Blume drin stehen, wenn es schon lieblos ist. Weil die Liebe in so einem Raum, die können nicht wir von der Strasse bringen, weil wir sie dort brauchen, sondern die muss eigentlich von der Institution her kommen. Aber es geht dort darum, dass man mit der Putzmaschine putzen kann, es geht um den praktischen Aspekt. Das sehe ich im La Gare oben (Treffpunkt für Alkoholabhängige), ein Container, der so aufgebaut ist, dass man ihn sauber putzen kann. Die Räumlichkeiten strahlen nicht viel Liebe aus, die MitarbeiterInnen aber schon.

SuchtMagazin: Sind das auch die Erfahrungen der Gassenarbeit bzw. wären das auch entsprechende Forderungen?

Löffel: Der Sleeper ist privat betrieben und sie machen es sehr liebevoll, aber dass sie dort nicht noch Blumen reinstellen, verstehe ich, das ist der Situation geschuldet. Es ist halt schon so, wie Roger gesagt hat: Es muss praktisch sein, man muss es gut putzen können. Es gibt unterschiedliche private und städtische Wohnangebote nebeneinander: Wenn die Stadt etwas macht, hat sie gesetzliche Auflagen, es müssen z. B. Gitter vor die Fenster montiert werden, damit niemand rausfällt. Es gibt also Auflagen und wahrscheinlich hat man auch das Gefühl, dass man Professionalität ausstrahlen muss, man hat Angst, kritisiert zu werden, wenn man noch Blumen aufstellt und Geld für solches ausgibt.

SuchtMagazin: Was sind also die Bedürfnisse, welche weiteren Verbesserungen braucht es?

Drilling: Was es überhaupt einmal braucht, ist ein Verständnis für das, was Obdachlosigkeit bedeutet. Es gibt ja diese ganz verschiedenen Gruppen in den Institutionen, die ich besucht habe: Strassenobdachlose, Menschen mit zu wenig IV– und Ergänzungsleistungen, Geflüchtete, mobile, mittellose Menschen aus Osteuropa, die Arbeit suchen und alles sparen wollen, was sie verdienen, dann die Menschen aus der ambulanten Psychiatrie. Wir haben also einen Schmelztiegel, und eigentlich interessiert das niemanden genau. Denn die Institutionen haben ein paar Stunden offen und können die Probleme während dieser Zeit relativ gut händeln, dann macht man zu und das Ganze verschiebt sich einfach zur nächsten Stelle, die auch nur ein paar Stunden offen hat, und so geht es weiter. Es ist natürlich attraktiv, das einfach so zu belassen. Da eine Atmosphäre zu schaffen, um die Menschen etwas länger zu halten und eine Privatsphäre zu geben: Das will man gar nicht. Denn das würde unser System sofort herausfordern, eine klarere Position zu beziehen: Was sollen diese Menschen in unserer Gesellschaft überhaupt noch, was wollen wir mit ihnen? Wir müssten sie sonst bei ihren Kompetenzen packen und sie nicht von der einen zur anderen Institution weiterschicken. Es braucht sehr viel mehr niederschwellige Angebote, ganz viele mobile Angebote in allen Richtungen, bis hin zur Arbeitsvermittlung, die zu den Menschen gebracht werden müssten – und richtig mit ihnen arbeiten, statt sie so rangierbahnhofmässig zu verschieben und zu verwalten. Wenn es dann auch noch Ehrenamtliche gibt, die das toll finden, nehmen wir den Sozialstaat permanent aus seiner Verantwortung heraus.

SuchtMagazin: Das ist ein starkes Statement. Also mehr gassennahe Unterstützungsmöglichkeiten?

Löffel: Ja das sicher. Wenn wir jetzt die grosse Frage auftun, was es braucht, so finde ich, es braucht ein gesellschaftliches Umdenken, einen anderen Umgang mit diesen Leuten, damit sie auch am gesellschaftlichen Leben teilhaben können. Meine Wahrnehmung ist, dass wir immer mehr Leute haben, die sich am Rand oder bereits ausserhalb der Gesellschaft bewegen, dass sich da immer mehr neue Gruppen bilden. Die Tendenz ist dann zu fragen: «Gibt es ein Angebot? Brau-

chen wir ein neues Angebot?». Ich finde das eine gefährliche Entwicklung, denn irgendwann haben wir eine Gesellschaft, in der alle in irgendeine Gruppe eingeteilt sind und von einem Projekt oder einer Organisation verwaltet werden. Wir sollten uns vielmehr fragen, warum wir immer mehr Leute haben, die ausgeschlossen werden, die nicht mithalten können, die nicht an dieser Gesellschaft teilhaben können. Natürlich braucht es auch Angebote, und es braucht sicher mehr niederschwellige Angebote, aber grundsätzlich werden die Probleme immer verdrängt, da es ja professionelle Institutionen gibt, die sich dem annehmen sollen. Für mich wäre die Frage, wie sich die Gesellschaft verändern soll, damit wir die Leute zurückholen können, denn es werden aus meiner Sicht immer mehr, die den Anschluss verlieren.

Meier: Für mich ist eigentlich das Schlimmste, dass die Gassenarbeit die einzige Organisation ist, die über mich keine Akten anlegt. Hört auf mit dem verdammten Papier und über jeden Scheissdreck eine Akte anlegen zu wollen! Wenn ich mit jemandem von einer Institution rede, hat er eine Viertelstunde für mich Zeit und muss es dann drei Viertelstunden in die Akten aufnehmen, die dann gegen mich verwendet und hin- und hergeschoben werden. Niederschwellig heisst: kein Papierkrieg, keine Akten, sondern dem Gegenüber vertrauen dürfen, dass das Gesagte auch dort bleibt. Wir können niemandem vertrauen, es wird immer alles gegen uns verwendet. Die Pinto (eine mobile Interventionsgruppe, die im öffentlichen Raum bei Konflikten interveniert) macht Akten, wenn sie uns schon nur guten Tag sagt. Die einzige Institution, der ich vertrauen kann, ist die Gassenarbeit und die kommt schon bald nicht mehr nach. Die Zeit, in der ihr schreibt, würdet ihr besser brauchen, um mit uns zu reden und um uns die Zeit zu lassen, für jeden Schritt, den wir machen. Denn jeder auf der Strasse hat sein Tempo, wenn du zuunterst bist, hast du dein Tempo. Wenn dort nur einer kommt mit «Du musst!» oder «Du solltest!», wirft dich das gerade wieder aus dem Draht. Aber wenn immer die Hand da ist, die du erreichen kannst, dann läufst du eigentlich schneller vorwärts. Niederschwellig heisst: Papier fort! Computer fort! Der nebendran ist wichtig, dass man ihn anschauen und mit ihm reden kann! Die Problematik unserer Gesellschaft mit den Randständigen, mit dem Drittel der Gesellschaft, der schon bald nirgends mehr dazugehört, ist eigentlich ein administratives Problem, weil man von jedem Scheissdreck fünf Durchschläge will. Unsere Gesellschaft hat ein riesiges Problem, selber in den Spiegel zu schauen. Und ich habe mich nie als Randständigen gesehen, nie. Denn ich war eigentlich immer mitten im Leben.

SuchtMagazin: Das waren drei starke Statements zum Schluss. Wir hätten noch lange weiterreden können, es war total spannend. Vielen Dank für das Gespräch.